

dlv

Vom Knast zur Kanzel

**Das Leben des
Wolfgang Dyck**

clv

1. Auflage 1976
2. Auflage 1977
3. Auflage 1978
4. Auflage 1980
5. Auflage 1982
6. Auflage 1985
7. Auflage 1986
8. Auflage 1988
9. Auflage 1990
10. überarbeitete Auflage 1998
11. überarbeitete Auflage 2024

(Die ersten Auflagen dieses Buches wurden herausgegeben durch Verlag und Schriftenmission der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland, Wuppertal-Elberfeld.)

© Christliche Literatur Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Aus Notizen, Tonbandaufzeichnungen und persönlichen
Erinnerungen zusammengestellt und bearbeitet von
Wolfgang Bühne

Umschlag: Lucian Binder, Meinerzhagen
Satz: CLV
Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen

Artikel-Nr. 255407
ISBN 978-3-89397-407-8

Inhalt

Zum Dasein verflucht?.....	9
Schwer erziehbar	15
Undichte Ventile in der Nachkriegszeit	20
Im KZ Sachsenhausen	29
Die große Freiheit endet in der Gebundenheit.....	34
Im teuersten Anzug der Welt.....	42
Ohne Schöpfer ist das Geschöpf bald erschöpft	50
Was nützen die höchsten Gedanken, wenn man platte Füße hat!.....	56
Christ ohne Christus	63
Im Lichtkegel Gottes	67
In der Schule Gottes	71
Wie ich unfreiwillig Evangelist wurde.....	79
»He spinnt!« – Erlebnisse am Hamburger Hauptbahnhof	90
»Zufälle« auf dem Dienstweg.....	102
Auch Evangelisten brauchen Vergebung	108
Die Zeit auskaufen.....	113
Nachwort	118

**»Die Krähen schreien
und ziehen schwirren
Flugs zur Stadt.
Bald wird es schnein.
Weh dem, der keine
Heimat hat!«**

FRIEDRICH NIETZSCHE

Der Lebensweg von Wolfgang Dyck ist ein
Beweis dafür, dass es für Gott keine
hoffnungslosen Fälle gibt.

Darum ist dieses Buch denen gewidmet,
die aufgrund ihrer Vergangenheit meinen,
keine Hoffnung mehr haben zu können.

Zum Dasein verflucht?

Meine Geschichte geht wie jede Lebensgeschichte einfach damit los, dass ich geboren wurde. Was für eine feine Sache, wenn man geboren wird! Wenn man da ist. Es gibt einige Leute, die behaupten, das sei eine Verdammnis: verdammt zur Freiheit, verflucht zum Dasein, sieh zu, wie du klarkommst! Aber ich glaube, es ist nicht ganz so – jedenfalls wenn man nicht bei dem, was man ist und wer man ist, stehen bleibt, sondern weiterfragt nach dem, der uns geschaffen hat, der uns das Leben geschenkt hat.

Ich bin am 25.07.1930 in Berlin geboren und verdanke dieser Tatsache eine Gabe, die wohl jeder Berliner mitbekommt. Ich freue mich sehr, dass der Berliner schon in der Bibel beschrieben ist. Luther scheint schon im Voraus gewusst zu haben, dass einmal eine Zeit kommen würde, wo die Berliner so bekannt sein würden, dass sogar US-Präsident Kennedy sich nicht schämte zu sagen: »Ich bin ein Berliner.« In Psalm 81,11 nämlich lesen wir: »Tu deinen Mund auf ...« Aber dabei bleibt es nicht, sondern es heißt weiter: »Ich will ihn füllen«, spricht der Herr.

Was ist der Unterschied zwischen einst und jetzt in meinem Leben? Früher hatte auch ich ein

großes Maul, war mit der Schnauze immer voran. Gutes kam da wenig heraus; Gott Wohlgefälliges bestimmt nicht. Stattdessen viel Lüge, viel Gemeinheit, viel Zank und Streit.

Derselbe Mund ist heute gewürdigt, predigen zu dürfen. Ich bin sehr dankbar, dass wir Menschen, die wir unreine Lippen haben, wie der Prophet Jesaja sagt (Jesaja 6), gereinigte Lippen und ein gereinigtes Herz bekommen können und Gott uns würdigt, Menschen, Christen und Prediger zu sein.

Meine Wiege stand also in Berlin. Ich bin ein uneheliches Kind. Das ist eine wichtige Tatsache in meinem Leben. Denn uneheliche Kinder bevölkerten zu Tausenden unsere Erziehungsanstalten und Zuchthäuser. Knapp die Hälfte der Insassen von Gefängnissen und Zuchthäusern sollen uneheliche und außereheliche Kinder ausgemacht haben.

Ich möchte damit nicht behaupten, dass unehelich geboren und in Heimen aufgewachsen zu sein nun gleich hieß: prädestiniert für die Verbrecherlaufbahn. Aber uns Tausenden unehelichen Kindern ohne Vaterhand, ohne Nestwärme, ohne bleibende Stätte der Gemütsbildung fehlte etwas, was später kaum aufzuholen ist.

Nun will ich hiermit nicht mit Fingern auf meine Mutter zeigen. Es hat zwar eine Zeit in meinem

Leben gegeben, in der ich wirklich geglaubt habe, meine Mutter sei an allem schuld. Das Milieu, das Umfeld sei schuld. Heute glaube ich nicht mehr daran. Klar, dass da, wo ein Mensch lebt, immer Schuld steht – aber was mein Leben angeht, so war immer drei-, vier- und fünfmal mehr Schuld auf meiner Seite.

Meine Mutter arbeitete als Krankenschwester in einem Krankenhaus. Sie hat ihr Leben lang fleißig gearbeitet und war eine gute, liebe Frau. Auch gehörte sie zur Kirche. Ich habe sie später aufgrund meiner Zuchthausstrafe verloren. Sie wollte mit solch einem missratenen Sohn, dessen sie sich nur zu schämen hatte, nichts mehr zu tun haben.

Nun, nach meiner Geburt blieb ich nicht lange bei meiner Mutter, sondern kam zu Pflegeeltern. Die Fürsorge¹ wollte es so. Es waren zwei ältere Leutchen, die schon mehrere solcher Pflegekinder »hingekriegt« hatten, also in solchem Dienst bewährt waren.

Von meiner früheren Kindheit weiß ich nichts zu berichten. Ab und zu kam eine fein gekleidete Frau, die mich in ihre Arme nahm – meine Mut-

1 Fürsorge: Sozialamt.

ter. Sie war in einem Krankenhaus am Potsdamer Platz tätig.

Damals habe ich sehr viele Dummheiten gemacht. Ob ich so ganz anders war als die anderen, weiß ich nicht. Auf alle Fälle war ich wohl schwieriger; denn sonst hätte man mich dann schließlich wohl nicht »ins Heim gesteckt«. So empfand man diesen Eingriff als Betroffener.

Einmal hatte ich ein Fahrrad gestohlen. Und da ich doch gar nicht fahren konnte, habe ich es aus Angst, entdeckt zu werden, an einer Hauswand stehen gelassen. War das schon ein Zeichen der kriminellen Anlagen? Ich habe jedenfalls später viele Jugendliche gefragt, wer von ihnen noch nie gestohlen habe. Gemeldet hat sich nie einer, außer einem Witzbold. Diebstahl ist vor Gott Diebstahl, und rein technisch ist jeder dazu veranlagt. Später und als Letztes in dieser Zeit stahl ich einem Mädchen ein Fünfmarkstück. Dafür kaufte ich mir einen Wasserkessel mit Pfeife, einen Tuschkasten und zuletzt ein Netz, in dem ich die Kostbarkeiten nach Hause trug. Dort erwartete mich schon die Mutter des bestohlenen Mädchens und forderte ihr Geld zurück.

Ich weiß auch noch – und solche Eindrücke wird man nicht los –, dass mein Pflegevater, wenn er abends nach Hause kam, mir auf einmal die

Prügel verabreichen musste, die ich den Tag über verdient hatte, und das war nicht wenig. Mein Pflegevater rasierte sich noch mit einem Messer, und dazu gehörte auch ein Riemen, der ab und zu anders verwandt wurde.

Die Folge war, dass ich flüchtete und mich als letzte Zuflucht unter meinem Bett versteckte. Doch hier bewährte sich die Länge des Riemens. Er schlug nach mir – ich trat nach ihm. So war das ein nicht zu verantwortendes Wechselspiel der Eltern-Kind-Beziehung. Kein Wunder, dass eines Tages die Fürsorge einen Strich unter dieses ungleiche Verhältnis setzte und mich in das »Grüne Haus« nach Berlin-Tegel brachte.

Das war der erste Missbrauch meiner Hände und Füße gewesen, und so blieb es mein halbes Leben lang. Unsere Hände und Füße sind die Extremitäten an unserem Leib. Im Extrem wird's deutlich. Was wir mit unseren Händen und Füßen anfangen, offenbart, wer wir sind.

Auch bei Jesus Christus. Er ließ sich nämlich mit Händen und Füßen an das Kreuz von Golgatha festnageln. Das ist nicht unwichtig, wenn man bedenkt, dass unsere Hände und Füße das Verderben in die Welt gebracht haben. Unsere Hand, besonders der ausgestreckte Zeigefinger, ist die Urform jeder Pistole und Kanone. Es ist der

Ausdruck des Versuches, die Probleme dadurch zu lösen, dass man die anderen beseitigt.

Der Aufenthalt im Erziehungsheim »Grünes Haus« sagte mir anfangs gar nicht zu. Oft lief ich

**UNSERE
HAND, BE-
SONDERS
DER AUS-
GESTRECKTE
ZEIGEFINGER,
IST DIE UR-
FORM JEDER
PISTOLE UND
KANONE.**

weg, einige Male zu meiner leiblichen Mutter. Aber es half mir nicht viel, ich musste ja immer wieder zurück.

Oft benutzte ich diese unerwünschten Besuche dazu, nun auch noch meine Mutter zu bestehlen. Wenn sie mich allein ließ, dann untersuchte ich alle Schränke nach Zigaretten. Die waren unter uns sehr gefragt. Wer sie zu bieten hatte, war sehr angesehen, und das wollte ich doch sein. Ich war damals etwa neun Jahre alt, und meine Mutter sagte zu mir: »Junge, wenn du so weitermachst, dann endest

du noch einmal im Zuchthaus.« Ich tat, als hätte ich nichts gehört. Was hatte ich denn auch getan! Lauter Kleinigkeiten! Aber ich übersah, wie so viele mit mir, dass alles klein anfängt. So wie beim Schneeball, anfangs ein kleiner, harmloser Gegenstand, der aber dann, wenn er mehr und

mehr abwärts in Bewegung kommt, zu einer vernichtenden Lawine wird.

Schwer erziehbar

Die Bombenangriffe des Zweiten Weltkriegs brachten dann eine äußerliche Wende in mein Leben. Einmal gab es nun zu unserer Freude weniger Schulunterricht, weil wir oft und lange in den Luftschutzkeller flüchten mussten, zum anderen wurden wir bald, um der Gefahren willen, aus Berlin nach Hannover ins Stephansstift evakuiert.

In Berlin bin ich getauft worden, in Hannover kam der Religions- und Konfirmandenunterricht hinzu; kirchlich-christlich war ich also auch. Die Gefängnisse und Zuchthäuser waren voll »getaufter Heiden«, solcher Leute nämlich, die nur dem Namen nach Christen waren. Die Kirche ist tatsächlich »vertaufwässert«, wie der Theologe Karl Barth (1886–1968) das meiner Meinung nach sehr richtig gesehen hat. Zugegeben, am Taufwasser ist noch keiner ertrunken; aber wenn's am Wasser läge, sollte man nicht so schnell die Kirche, sondern die Feuerwehr rufen!

Wie viele Schandtaten werden von der Geschichte und den außerkirchlichen Völkern auf das Konto der Christen geschrieben, weil sie von

**DIE GEFÄNG-
NISSE UND
ZUCHTHÄUSER
SIND VOLL
GETAUFTER
HEIDEN. DIE-
KIRCHE IST
TATSÄCHLICH
»VERTAUF-
WÄSSERT«.**

solchen begangen wurden, die getaufte Christen sind, aber Christus in Wort und Tat verleugnet haben. Wie soll den Schwätzern vor der Welt das Maul gestopft werden, wenn die Kirche Menschen zu sich zählt, nur weil sie Kirchensteuer zahlen? Verrat um der Silberlinge willen!

Die schweren Bombenangriffe auf Hannover führten zu einer weiteren Evakuierung in das sehr schön gelegene Heim in Altenau im Oberharz bei Clausthal-Zellerfeld. Es war das schönste Jahr meiner Jugendzeit.

Hier bewährte es sich, dass damals ein Erzieher im Grünen Haus meiner Verklemmung abgeholfen hatte. Ich konnte nämlich beim Singen keinen Ton herausbringen. Er nahm sich meiner ganz persönlich an, und so lernte ich leidlich gut singen, was für meine spätere Evangelisationspraxis sehr wichtig war. Die Angst, vor großen Gruppen zu singen und eben überhaupt zu sprechen, wurde damals schon abgebaut.

Der Schulunterricht war nicht besonders. Ich bin insgesamt nur bis zum Wissen eines Volks-

schülers im sechsten Schuljahr gekommen; ich weiß nur, dass man mich später pro forma aus dem letzten Volksschuljahr entließ, weil ich einen aufgeweckten Eindruck machte und die Kommission meinte, ich würde schon durchkommen.

Bei mir brach die Intelligenz – wenn man es so nennen konnte – erst etwa im siebzehnten oder achtzehnten Lebensjahr auf und zeigte sich in ungeheurer Wissbegier. Ich habe dann noch viel gelernt; aber nachholen kann man wohl nie, was man in der Jugend versäumt hat. Es bleibt doch immer wie aufgepfropft und hat keinen Tiefgang, es sei denn, man ist außergewöhnlich begabt, und das bin ich wirklich nicht.

Unsere Religionslehrerin war eine sehr nette Frau. Ihr Pech war nur, dass sie ein wenig über der Normalgröße lag, und so war sie das Ziel besonderen Spottes. Wir machten ihr das Leben sauer. Besonders im Fragenstellen waren wir sehr groß, nicht wissend, dass ein Narr mehr Fragen stellen kann, als zehn Weise zu beantworten vermögen. Zwei stänkerten besonders arg, und einer davon war ich.

Unsere Lehrerin, die wir »Elefantenbaby« nannten, verband das für sie Unvermeidliche mit dem Nützlichen und schickte uns beide, die wir mehr in den Armen als im Kopf hatten, zu

den Holzfällern in den Wald. Dort war es für uns herrlich, wir kamen uns schon wie Männer vor. Nur von Gott haben wir wenig gelernt; denn auch in der Natur sahen wir wenig von der Schöpfermacht, jedenfalls zogen wir keine Schlüsse daraus. Im Gegenteil, mein Verhalten wurde so untragbar, dass die vereinten Damen des Heims mich loszuwerden suchten. So kam ich denn wieder nach Niedersachsen, in die Anstalt für schwererziehbare Jungen nach Freistatt ins Moor, einer gefürchteten und berüchtigten Anstalt².

Soweit ich mich richtig erinnere, hatten wir nur eine Lehrerin. Fräulein Driesen war eine fleißige und um uns wahrlich bemühte Lehrerin. Sie rief mich immer »Dick« statt Dyck, das sich nämlich wie »Dück« spricht. So nannte ich sie aus erzieherischen Gründen immer »Fräulein Drüsen«.

Überhaupt war ich sehr ausgelassen und frech. Wir tanzten ihr buchstäblich auf der Nase herum. Wenn das einmal im Gange war, gab es kein Halten mehr; dann ging es um die Bänke, über die Bänke, verfolgt von einer kleinen, stockbewehrten, zum Herkommen auffordernden Lehrerin,

2 Anmerkung des Herausgebers: Jahre später wurde das Erziehungsheim in Freistatt wegen seiner übergriffigen und entwürdigenden Züchtigungsmethoden Gegenstand der medialen Berichterstattung.